

so viele Schwächen und tadelhafte Neigungen gehabt haben, die sie als Mittel ihres Wohlbehagens, als Bedürfnisse ihrer ganzen Verfassung, deren Zusammenhang einzusehen, freylich für uns nicht überall ohne Schwierigkeit seyn kann, für *gut* fanden; so bald sie sie aus diesem Zusammenhange heraus hoben, und in ihrem eigenthümlichen Werthe als Moment der Glückseligkeit sich vorstellten, mußten sie ihnen in ihrem wahren Lichte erscheinen, und ihr Urtheil über deren sittliches Gehalt würde von dem unfrigen schwerlich sehr verschieden gewesen seyn. Diefs bestätigen die Lehren ihrer eignen von ihnen so sehr geschätzten Weisen, die bis auf uns gekommen sind. Finden sich wohl in ihren Schriften diejenigen unsittlichen Neigungen und Handlungen, denen ihr Volk, ihr Staat als Bedürfnissen ihres Wohls so

eifrig
 „*seer* einen schändlichen Begriff verbunden hat; aber wenn es
 „denn nun die Beyspiele zu dieser Lehre untersuchte, die Gesichte, Religion und Gesetzgebung der verschiedenen Völker studierte, so fand er, daß diese allgemeine Uebersinnung, das Gute anzupreisen und das Böse zu tadeln — nur in den Worten *Gut* und *Böse*, nie in Handlungen selbst lag u. s. w. Ferner, in der Sittlichkeit liegt unendlich mehr Relati-

eifrig nachhingen, als Pflichten gelehrt, als Tugenden gepriesen? Haben Plato, Aristoteles, Plutarch, Seneca, Cicero, die für die Glückseligkeit nicht für ein gewisses Wohlbefinden schrieben, je unverföhnlichen Haß gegen Feinde oder Doppelsinn und List im Betragen als Ingredienzien der Glückseligkeit empfohlen? oder ist nicht vielmehr ihre Sittenlehre fast buchstäblich die unfrige? — Diefs bekräftigt ihre ganze Geschichte. Wenn ihnen, *den Menschen*, die widerfittlichen Neigungen welche sie, *Griechen* und *Römer*, so lobenswürdig fanden, Glückseligkeit befördernde Tugenden gewesen wären; so könnte nichts natürlicher seyn, als daß sie diejenigen unter ihnen, welche in Ausbildung derselben sich besonders hervorthaten, als Gegenstände der Bewunderung, als vorzügliche Muster zur Nachahmung,

„ves (als in der körperlichen Natur des Menschen) z. B. die
 „*Gerechtigkeit*. Den Griechen dunkte unverföhnlicher Haß gegen ihre Feinde sehr gerecht; auch uns? — Doppelsinn und List waren ihnen Ingredienzien der *Klugheit*; wären sie es auch uns noch? — Und waren sie, vermöge *ihrer* Gerechtigkeit, *ihrer* Klugheit weniger glücklich? — N. Bibl. der schönen K. und W. B. 4. St. 1. S. 266. 276.

so wie diejenigen, welche den entgegengesetzten Neigungen in einem hohen Grade zugethan waren, als Gegenstände der Verachtung und des Abscheues aufstellen müßten. Aber die Erfahrung widerpricht diesem. Die Männer, denen sie ihre höchste Verehrung schenkten, deren Andenken sie unter sich zu verwahren suchten, waren solche, denen auch wir unsere Achtung und Bewunderung nicht vorenthalten können. Es waren Männer, die in der Ausübung irgend einer wahren sittlichen Neigung es auferordentlich weit brachten, z. B. im Wohlgefühl gegen ihre Nebenmenschen, in Aufopferung ihres Lebens zum Besten des Vaterlandes oder der Freundschaft, in Gleichmüthigkeit gegen empfangene Beleidigungen, in Mäßigkeit u. s. w. Aber man wird nie finden, daß sie Denen Bildsäulen und Denkmäler errichtet haben, die, und zwar eben darum weil sie, in der Rache gegen ihre überwundenen Feinde unmäßig waren, oder durch betrügerische Falschheit ihr Leben auszeichneten! — Was beweist es also gegen die Allgemeinheit einer Sittenlehre, wenn, wie der erwähnte Kritiker sagt,

bey den Griechen Doppelsinn und List Ingridienzen der *Klugheit* waren? Der *Klugheit*? — Allerdings mußten sie es ihnen seyn. Sind sie es uns nicht auch? Schätzen wir sie nicht als Mittel, um wichtige wohlthätige Endzwecke, als die Befreyung des Vaterlandes, die Errettung unsers Nächsten oder unsers eigenen Lebens, dadurch zu erlangen, wenn diese Endzwecke auf keine andere Weise erlangt werden können? — Als der *König* in seinem Wunderkriege mit Europa einfiel von den Feinden eingeengt diese durch einen verstellten Kundschafter mit einem erdichteten Brief an *Heinrich* hinterging, und dadurch sich und sein Volk vom Untergang rettete *) — lobten und bewunderten wir diese List nicht als ein Meisterwerk der *Klugheit*? und mußte sie nicht selbst seinen dadurch betrogenen Feinden lobens- und bewunderungswürdig seyn? Aber freylich schätzen wir diese *Fähigkeiten* nur als Klugheitsingredienzen, in so fern sie unentbehrliche Behelfe zur Erreichung großer tu-

*) Oeuvres posthumes de Frédéric II. Berlin 1788. Tom. IV. p. 136.

gendhafter Endzwecke sind; wir halten aber die *Neigung* zur Falschheit und zum Betrug *an sich* keinesweges für eine sittlich gute, deren Erweiterung in einem hohen Grade die Glückseligkeit befördere. — Und thaten dieß denn die Griechen? Sie hielten ihren πολυμητις *Odysseus* für einen großen Mann. Ich denke, er muß es auch uns seyn; auch ich finde mit *Horaz, quid virtus & quid sapientia possit*, in dem Manne, dem sein Vaterland über alles ging, den seine Anhänglichkeit an seinem steinigen Ithaka so viele gefährliche Mühseligkeiten und noch gefährlichere Anlockungen überstehen ließ, durch welche er bloß mit seiner Verfertigungskunst und Verschlagenheit sich durcharbeiten konnte. Aber es ist wahrlich nicht glaublich, daß die weisen Griechen den Hang zur Falschheit, zum Betrage, zum Hintergehen *anzich* nicht verabsccheuten, nicht einfahen, daß mit demselben der Mensch aller Freundschaft, aller Theilnahme, alles Zutrauens, der ganzen Gefelligkeit unfähig ist! — Was beweist es ferner gegen die Allgemeinheit der Sittenlehre, wenn den Griechen unverföhmlicher Haß ge-

gen ihre Feinde *sehr gerecht* dünkte? Dünkte er ihnen deshalb auch *Tugend?* war ihnen das Entgegengesetzte, die Verföhmlichkeit, das Mitleiden mit einem unterliegenden Feinde deshalb *Laster?* Dieß folgt daraus eben so wenig, als bey uns die Erlassung einer rechtmäßigen Schuldforderung an einen Armen darum für lasterhaft gehalten werden muß, weil die Erzwungung derselben uns *Recht* ist. Alexanders großmüthige Behandlung der Familie des überwundenen Darius war den Griechen, wie bekannt, vielmehr ein Gegenstand der Bewunderung, als der Verachtung und des Abscheues; und derjenige würde in der That wenig Kenntniß des menschlichen Gemüths verrathen, der einen Augenblick zu glauben anstehen könnte, daß ungeachtet der Unverföhmlichkeit gegen Feinde, welche den Griechen eigen war, das *Soyons amis Cinna!* auf dem atheniensischen Theater eben so vieles Händeklatschen erregt haben würde, als im achtzehnten Jahrhundert auf dem Theater zu Paris. — Mit Einem Worte, es läuft alles auf den wichtigen Unterschied hinaus, den man zwischen der

Begünstigung einer Neigung bey einem Volke, und dem Grade von sittlichem Werthe, den es derselben als Beförderungsmoment der Glückseligkeit überhaupt beylegt, machen muß. *Fene* kann eine nothwendige Folge seiner Verfassung, ein unentbehrliches Bedürfnis seines gegenwärtigen Wohls seyn. Die Neigung kann bey ihm nicht bloß unter dem Schutze der Tadellosigkeit geduldet, sondern sogar wegen ihres Nutzens gefordert und herrschend werden. Ihr innerer sittlicher Werth hingegen, der ihr als Triebwerk der Glückseligkeit des Menschen zukommt, ist von aller individuellen Eingeschränktheit unabhängig, und wird von keinem nur nicht ganz rohen Volke so gröblich verkannt, als etwa der Scepticismus zum Nachtheil der Objektivität der Sittlichkeit anzunehmen für gut finden mag.

Und sollte es wirklich ein solches nach unserm Grundsatzen ausgeartetes Volk geben oder gegeben haben, dem die wohlthätigsten wichtigsten Glückseligkeit befördernden Neigungen und Handlungen für Laster, und die schädlichsten verderblichsten für Tugend galten — was hin-

dert uns zu glauben, daß es in der That den Weg zur Glückseligkeit verfehlte? was hindert uns, und wäre das Volk auch *griechisches* oder *römisches*, dieses so gut zu glauben, als wir durch unsere Grundätze von eben den Griechen und Römern überzeugt sind, daß sie in Ansehung ihres Begriffes vom höchsten Wesen den Weg zur Wahrheit verfehlt haben? — Etwa weil es eine Zeitlang blühend war, und sich glücklich fühlte? O, wie leicht fällt die Unbündigkeit dieses Schlusses in die Augen, wenn man ihn nur auf einzelne Lasterhafte unter uns anwendet, die im Taumel der Lüfte ein Götterleben zu führen glauben, und unter beständiger Verletzung der heiligsten Tugenden nicht felten bis zu Ende ihres Lebens sich glücklich fühlen!

Man sieht, es kommt alles auf den Begriff an, den man sich von der höchsten Glückseligkeit macht. Freylich, wenn man darunter die *größte Summe intensiver und extensiver angenehmer Empfindungen* *) versteht, dann fällt alle Allgemeinheit der Sittlichkeit weg; es muß so viele besondere Sittenlehren geben, als es ein-

*) N. Bibl. der K. u. W. B. 21. St. I. S. 269.

zelle Völker und fast auch einzelne Menschen giebt. Die Nachgiebigkeit der Empfindungen gegen die Macht der Gewohnheit und des Bedürfnisses ist so groß, daß sie sich ohne Schwierigkeit in alle entgegengesetzte Biegungen bequemen können; und die größte Summe extensiver und intensiver angenehmer Empfindungen *hienieden* kann auf sehr verschiedene, ja so gar einander entgegengesetzte Wege erhalten werden. Wenn man es also dahin zu bringen vermag, oder einmal dahin gebracht hat, an der Befriedigung der schädlichsten und verwerflichsten Neigung einen sehr hohen Grad von Lust zu empfinden, so darf man nur dieser unter der gesamten Menge der Neigungen die höchste Stufe einräumen und allen übrigen die verhältnismäßige Erweiterung und Ausbildung geben, die von der näheren oder entfernteren Beziehung auf jene bestimmt wird. Die Wahl dieser Hauptneigungen selbst muß eines jeden Willkühr oder der zufälligen Leitung seiner Umstände überlassen werden; und wenn er nur diesen gemäß das Verhältnis in der Ausdehnung der neben- und untergeordneten Fähig-

keiten und Neigungen genau trifft, sich nicht selbst entgegen arbeitet: so kann er des Genusses der größten Summe von angenehmen Empfindungen und folglich der höchsten Glückseligkeit theilhaft werden. Wenn man aber mit dem Begriffe *höchste Glückseligkeit* etwas anderes und höheres als bloß angenehme Empfindung verbindet; wenn man nicht das gegenwärtige Leben, der Dauer nach, als ein vollkommenes Ganze betrachtet, nicht des Menschlichen innere Würde und dessen ganzen Endzweck in den Genuss dieser Spanne Daseyn setzt; wenn man die Bestimmung unsres Wesens in der ferneren unaufhörlichen Entwicklung unsrer Kräfte, und der dadurch immer zunehmenden Fähigkeit findet, in und außer uns Realitäten hervorzubringen, deren größter Umfang uns zwar jetzt unumfafsbar ist, zu deren einstmaliger Anschauung aber, dem eigentlichen Genusse der höchsten Glückseligkeit, wird durch die Bildung unsres Inneren hienieden immer fähiger werden: alsdann hört das oberste Grundgesetz der Sittlichkeit auf, schwankend und von der Willkühr und andern Umständen

und Launen abhängig zu seyn. Es erhält seine Beglaubigung nicht von der Empfindung, sondern vermittelt der unwandelbaren Vernunft aus den Händen der Natur. *Diese* ertheilt uns den rohen Stof von verschiedenem Gehalte, um durch *Eine* verhältnismäßige Bearbeitung denselben zur Erreichung der höchsten Glückseligkeit, hienieden schon die größte Summe von Realitäten hervorzubringen, und überläßt es *jener*, unter der unendlichen Menge möglicher Verhältnisse das *Einzige*, welches zu diesem Ziele führt, ausfindig zu machen. Der ist freylich schon hier glücklich, dem es gelingt seine Empfindung mit diesem einzigen Verhältnisse in genaue Uebereinstimmung zu bringen; aber *durchaus* ist es nicht wahr, daß der Tugendhafteste die größte Summe extensiver und intensiver angenehmer Empfindungen hier schon genießt, ob schon es *durchaus* wahr seyn muß, daß er durch die extensive und intensive Erwirkung der größten Summe von Realitäten der höchsten Glückseligkeit fähig wird.

Es ist hier der Ort nicht, mich bey der genauern Entwickelung dieser Theorie und ihrer

mir anscheinenden Fruchtbarkeit länger zu verweilen; das bisher Angeführte dünkt mir doch hinreichend darzuthun, daß es für das menschliche Geschlecht nur *einen* allgemeinen Weg giebt, auf welchem es zu seiner höchsten Glückseligkeit gelangen kann, und daß dieser in *einer* proportionirten Bearbeitung und Erweiterung seiner Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte besteht. Und, wie ich bereits gesagt habe, wenn dieses ist, so dürfen wir uns nicht lange nach der allgemeinen objektivischen Regel, in Ansehung der *Haltung* für den Künstler, umsehen; sie ist die Regel der höchsten Glückseligkeit. — Er suche das Verhältniß unter der Mannichfaltigkeit in seinem Werke demjenigen gleich zu machen, welches die Bestimmung des Menschen heischt. Den Gegenständen solcher Neigungen, welche an der höchsten Glückseligkeit den größten Antheil haben, gebe er die größte Wirkung im Ganzen, das stärkste Licht und den lebhaftesten Ausdruck; die Gegenstände minder erheblicher Neigungen lasse er einen geringeren Antheil an der Hauptwirkung haben; er gebe ihnen eine größere Entfernung

und ein schwächeres Licht. Nach eben diesem Maasstabe bestimme er die ganze Unterordnung und das Interesse aller einzelnen Stücke in der Mannichfaltigkeit. Und so wird er der Meister eines Werkes werden, das einen objektivischen innern Werth enthält, und das eben so wenig von der Verschiedenheit subjektivischer Erkenntnis abhängig ist, als das Ideal der Tugend an und für sich deshalb der mindesten Veränderung unterworfen ist, weil sie bisweilen von ganzen Völkerschaften, von ganzen Jahrhunderten, verkannt wird. Tugend und Schönheit sind ein paar Säulen, die der Schöpfer zur Stütze menschlicher Glückseligkeit errichtet hat; und wenn auch das ganze Geschlecht so ausartete, das Laster und verdorbener Geschmack es ganz überschwemmt, so bleiben jene doch unerschüttert, gleich wie die Sonne, wenn trübe Wolken uns ihrer Strahlen berauben, dessen nicht achtend ihr Licht behält, und unbekümmert ihren Weg fortwandelt: einst zertheilt sich doch das Gewölk, und ihr Glanz bricht ungeändert hervor. — Es versteht sich ohne mein Erinnern, daß ich bis-

her bloß vom Ideal der Schönheit gesprochen habe, und daß dieses von Menschen eben so wenig erreicht werden kann, als das Ideal der Tugend selbst; genug, daß wir nur das Muster der höchsten Vollkommenheit vor uns haben, um uns und unsere Werke darnach zu bilden. Laßt uns streben, so viel als möglich es zu erreichen: wer von uns ihm am nächsten kommt, wird *beziehungsweise* der Tugendhafteste seyn, *beziehungsweise* den vollkommensten Geschmack haben.

Aber wie? müßten nicht nach diesem Grundsatz so viele Meisterstücke des Alterthums für uns ihren Schönheitswerth verlieren, da sie Neigungen und Handlungen in ein stärkeres Licht setzen, als sie nach unserer Sittlichkeitsregel haben sollten? Dieß folgt keinesweges; denn, wie ich schon oft erinnert habe, können Bedürfnisse eines gegenwärtigen Wohlbedingens geringe Abweichungen von unserm Verhältnißgesetze manchen Zeiten nicht nur verstaten, sondern sogar nothwendig machen. Gesetzt also auch, daß die Wahl jener Neigungen zum Hauptgegenstande in einem Kunstwerke

für *unfern* Künstler unpassend ist, so ist doch nichts leichter, als bey dessen Anschauung uns in jene Zeiten und Verfassungen zu versetzen; wo sie an der Beförderung der Glückseligkeit einen wichtigern Antheil hatten: und wenn wir nur in dessen Mannichfaltigkeit die Neben- und Unterordnung aller übrigen Neigungen und Handlungen dem sittlichen Verhältnisse angemessen finden, so bleibt unser Schönheitsgefühl ungestört. Auch will ich ferner keinesweges behaupten, das nach der angegebenen Haltungsregel die Einheit jedes Kunstwerkes nur in dem höchsten Ideal der Tugend oder derjenigen Neigungen, welche nach demselben die höchste Stufe einnehmen, bestehen muß; (sich müßte dann die Abgeschmacktheit jener moralischen Ungeheuer, die langweilige frostige Wirkung jener moralischen Hirngespinntheit kennen, in deren Anschauung der Mensch den Menschen so vergebens sucht, und so oft er Etwas Aehnliches zu erblicken glaubt, ein Phantom sich ihm darstellt.) Vielmehr glaube ich: da zufolge der allgemeinen Glückseligkeitsregel jede Neigung ohne Ausnahme einer Aus-

bildung in einem größern oder geringeren Grade bedarf, so muß auch zufolge der mit jener übereinstimmenden Haltungsregel jede Neigung ohne Ausnahme der Einheitsgegenstand eines Kunstwerkes seyn können, wenn nur immer in der Darstellung der Mannichfaltigkeit deren Verhältniß ihrem Verhältnisse nach der Regel der Glückseligkeit in keinem merklichen Grade widerspricht. Man erlaube mir, um allem Mißverstände zuvorzukommen, die Wiederholung dessen, was aus dem bisher aus einander Gesetzten deutlich folgt: Mein angegebener Grundsatz soll keinesweges eine allgemeine Bestimmung enthalten, was schön ist, was als Schönheit gefällt; sondern es soll der Geschmacksbildung des Künstlers sowohl als des Kenners eine Regel darbieten, nach welcher die Werke der Schönheit und die Lust an deren Anschauung dem wichtigsten Endzwecke des Menschen, der höchsten Glückseligkeit am beförderlichsten ist.

Nach dieser Theorie läßt sich der Zweifel leicht heben, ob die Sittlichkeit Einfluß auf den guten Geschmack habe? Es ergiebt sich

von selbst, daß sie, wegen des wichtigsten Stü-
ckes bey dem Geschmack, der *Haltung*, in ein-
ander fallen; denn ist einmal in der Oekono-
mie der Seele eine solche Ordnung eingeführt,
daß jeder ihrer Bestandtheile diejenige Kultur
empfängt, die ihm, als Moment der Glückse-
ligkeit, verhältnismäßig zukommt — und
nichts anders ist doch Sittlichkeit — so werden
auch die verschiedenen Eindrücke des Mannich-
faltigen in Kunstwerken gerade die Lebhaftig-
keit in der Seele haben, die ihrem Antheil am
angemessensten ist. Stimmt nun die Haltung
des Werkes mit diesem Verhältnisse überein, so
wird dessen Anschauung Luft gewähren, und
seine Vollkommenheit in der Erscheinung, als
Schönheit erkannt werden; ist sie aber demsel-
ben zuwider, machen z. B. geringe Momente
der Glückseligkeit Haupttheile im Ganzen aus,
und sind wichtigere als Nebentheile angebracht:
so muß nothwendig in der Seele, wegen der
Disharmonie, die Empfindung der Unlust ent-
stehen, deren objektivische Ursache in der Er-
scheinung *Häßlichkeit* ist. Die Anwendung auf
die entgegengesetzte Beschaffenheit, auf die

Un-

Unfslichkeit, hat keine Schwierigkeit. Bey die-
ser findet sich die Kultur der Neigungen und
Kräfte in einem unrichtigen Verhältnisse mit
dem Grade ihres Antheils an der höchsten
Glückseligkeit; daher müssen die Gegenstände in
der Mannichfaltigkeit eines Kunstwerkes, wenn
es in einem unfruchtlichen Gemüthe Empfindung
der Schönheit hervorbringen soll, gleichfalls
eine solche Haltung haben, die dem subjekti-
vischen Verhältnisse unter dessen Neigungen ent-
spricht, folglich dem objektivischen, zur höch-
sten Glückseligkeit erforderlichen, gerade zu-
wider ist. *Der verderbte Geschmack ist mit der
Verderbnis der Sitten am nächsten verwandt.* „Je
„mehr, sagt der philosophische Künstler *Rey-
nolds*, „wir die Kunst zu bloßer Sinnlichkeit
„herabsinken lassen, desto mehr beslecken wir
„ihre natürliche Schönheit, und ziehen sie vom
„Ränge einer freyen Kunst herab; ein Um-
„stand, dessen sich jeder Künstler immer wohl
„erinnern sollte. Man halte ihm die Wahr-
„heit vor, daß er im Staate gerade so viel Auf-
„munterung verdiene, als er sich als Mitglied
„desselben tugendhaft brauchbar mache, und

K

„ in seinem Kreise zum allgemeinen Wohl und
 „ zur Vollkommenheit der Gesellschaft beytra-
 „ ge. Die Kunst, wozu wir uns bekennen, hat
 „ Schönheit zum Gegenstande. Deren Entde-
 „ ckung und Ausdruck machen ihr Geschäft
 „ aus. Aber die Schönheit, der wir nachgehen,
 „ ist allgemein und geistig. Es ist eine Idee, die
 „ allein in der Seele Statt findet. Weder das
 „ Gesicht sieht sie, noch die Hand drückt sie
 „ aus. Es ist eine Idee, welche im Busen des
 „ Künstlers wohnt, die er immer ganz mitthei-
 „ len will, und die er doch niemals ganz mit-
 „ theilt; die indess doch in so weit mittheilbar
 „ ist, als sie die Gedanken des Zuschauers auf-
 „ regt, und seinen Gesichtskreis ausdehnt, und
 „ die durch eine stufenweise Erhebung der
 „ Kunst sich so weit vertheilen kann, das ihre
 „ Wirkungen sich allgemach und unmerkbar zu
 „ allgemeinen Wohlthaten ausdehnen und un-
 „ ter die Mittel treten können, den Geschmack
 „ einer ganzen Nation zu verfeinern. Wenn
 „ dies auch nicht geradesweges zur Reinheit
 „ der Sitten führt, so geht es doch wenigstens
 „ ihrer gänzlichen Verderbnis dadurch entgegen-

„ gen, das es die Seele von den Begierden los-
 „ macht und sie durch stufenweise Erhebung
 „ bis zur Betrachtung der allgemeinen Wahr-
 „ heit und Harmonie leitet, von Stufen zu Stu-
 „ fen, die bey dem Geschmack anfangen und viel-
 „ leicht in der Tugend sich endigen.“*)

Aber wohl verstanden, ich will keineswe-
 ges sagen, das je moralisch besser ein Mensch
 ist, er deswegen ein desto größerer Künstler
 oder Kunstverständiger seyn müsse, das ein
 lasterhafter Mensch den *Apollo* im Belvedere
 oder den *Antinous* nicht schön finden könne,
 oder das ein sittliches Volk deswegen die
 schönsten Statuen haben müsse. Denn *erstlich*
 ist das richtige Haltungsgefühl nur eines von
 den Erfordernissen des guten Geschmackes,
 welcher, wie aus dem Obigen erhellt, die Kul-
 tur mehrerer Fähigkeiten voraussetzt; *zweytens*
 erstreckt sich der wechselseitige Einfluß zwi-
 schen Geschmack und Sittlichkeit nur auf die
 Fähigkeiten überhaupt, die zu einem jeden
 von diesen erfordert werden, nicht auf ihre be-

*) S. Rede bey der Eröffnung der königlichen Akademie, am
16 October 1786.

stimme Anwendung auf einen dieser Gegenstände. Es ist einmal so mit den Eigenschaften unserer Seele, daß die Anwendung einer und derselben Kraft auf gewisse Gegenstände mit mehr Leichtigkeit und Fertigkeit geschieht, als auf andere. Nicht alle Menschen von Einbildungskraft sind zur Anwendung derselben auf alle Gegenstände dieser Kraft, in gleichem Grade aufgelegt: so wie jedes Gedächtnis seine eigenen Dinge hat, zu deren Umfassung es am geschicktesten ist. Der beste Mineralienfammer kann ein sehr schlechter Kräuterkammer, und der größte Sprachkundiger vielleicht zu beyden Arten von Kenntnissen untauglich seyn, ungeachtet alle drey eben dieselbe Fähigkeit gebrauchen. Die Ursache ist theils die Gewohnheit, welche den Umgang mit einer gewissen Art von Gegenständen dadurch erleichtert, daß sie den dunkeln mit diesen Gegenständen vergesellschafteten Begriffen eine größere Fertigkeit mittheilt, die deutlichen Hauptideen zu unterstützen; theils die Vorstellung der Vollkommenheit in der Anwendung der Kraft, welche die einzige wirksame

Triebfeder ist, sie in Thätigkeit zu setzen, und die aus mancherley Ursachen, in der Beschäftigung mit einer Art von Gegenständen größer seyn kann, als mit einer andern. So ist es auch in unserm Falle; die subjektive Fertigkeit, die Kräfte und Neigungen immer in einem gehörigen Verhältnisse auszuüben, befördert allerdings das Vermögen die Schönheit zu erkennen und zu beurtheilen, da sie ebenfalls eine unumgängliche Bedingung dieses Vermögens ist; allein zur thätigen Anwendung der Kräfte überhaupt auf Schönheitsgegenstände müssen noch andere Umstände hinzukommen, Umstände, welche die Seele vorzüglich bestimmen, ihre Kräfte auf Gegenstände des Geschmacks zu richten, und besonders nach der Luft, die aus der Art von Vorstellung sinnlicher Vollkommenheit entspringt, zu streben. Ich halte mich abermals bey der genauern Zergliederung dieser Umstände nicht auf, und überlasse sie den praktischen Weltweisen. Es ist ihre Sache, zu zeigen, wie in der Erziehung durch Beyspiele, Aufmunterungen, Belohnungen u. s. w. dem Urtriebe der menschlichen

Seele eine solche Wendung gegeben werden muß, daß diese die Schönheit vorzüglich zum Gegenstande der Thätigkeit ihrer Kräfte wählt, und daß die *Vollkommenheit in der Erscheinung* einen lebhaften Eindruck auf ihre *Vorstellung* hervorbringt. — „Der Geschmack, sagt Beattie, „gewährt noch einen größern Vortheil „Er ist der Tugend hold. Ja, ich hätte die Liebe „zur Tugend ihm wesentlich zukommend nennen sollen. Leute von Genie haben zu oft „schon ihre Talente zum Unglück des Menschengeschlechtes verwandt; aber es wäre die „Frage, ob ein verderbtes Herz sich überhaupt mit einem feinen Geschmacke vertrage. Ihre Unterfuchung würde wenigstens gegen die Laster sichern, welche die Seele erniedrigen, und würde durch die Richtung, die sie dem Blicke zur Natur hingiebt, uns oft auf die Betrachtung des erhabenen Wissens leiten, das die Quelle aller reinen Glückseligkeit ist und das Muster aller Vollkommenheit ausmacht.“ *)

*) S. 365.

DRITTER ABSCHNITT.

Ich glaube nunmehr die vorzüglichsten Eigenschaften, deren Bildung und verhältnismäßige Erweiterung der gute Geschmack erfordert, genugsam aus einander gesetzt zu haben. Sie laufen auf diese drey hinaus, *Vernunft, Einbildungskraft* und *Haltungsgefühl*, so wie das Wesen der Schönheit, des Geschmacksgegenstandes, aus drey Eigenschaften zusammengesetzt ist, nemlich aus *Einheit, Mannichfaltigkeit* und *Haltung*. Ich wiederhole es aber noch einmal, die übrigen Seelenfähigkeiten, der Witz, der Scharf sinn, die Begierde nach dem Neuen, und das ganze übrige Heer von Kräften, Neigungen und Empfindungen sind nichts desto weniger zum guten Geschmacke nothwendig, ebenso, wie ihre Gegenstände, Aehnlichkeit, Kontrast, Neuheit n. s. w. zur Schönheit erfordert werden; allein mit dem Unterschiede, daß diese zwar *unmittelbar* zur Materie und deren Erkenntnis unentbehrlich sind, welche der Schönheit und dem Geschmacke, d. i. der Form und ihrer Erkenntnis, voraus gehet

muß; so bald aber diese einmal vorausgesetzt wird, so ist der Einfluß aller übrigen Fähigkeiten auf die eigentliche Form, auf die Schönheit und ihre Erkenntnis, nur *mittelbar*, in so fern sie mit den drey erwähnten Haupteigenschaften, der Vernunft, der Einbildungskraft und dem Haltungsvermögen verknüpft sind und sie befördern; da diese hingegen die *unmittelbar* zur bloßen Formerkenntnis nothwendigen Fähigkeiten ausmachen, ohne welche sich keine Vorstellung von Schönheit denken läßt. Je nachdem nun eine von diesen Eigenschaften in der Seele, oder einer ihrer Gegenstände in dem Kunstwerke, vor den beyden übrigen besonders hervorsicht; darnach wird, wie im letzten Falle die Schönheit, im ersten der Geschmack einen eigenthümlichen Charakter erlangen, welcher durch die verschiedenen Benennungen, die man ihm gewöhnlich beylegt, bezeichnet wird. Wenn z. B. die Einbildungskraft die hervorstechendste unter den übrigen Fähigkeiten ist, so entstehet der *ausgebreitete Geschmack* (*gustus extensus*), der viele Schönheiten und Hässlichkeiten in einem Kunstwerke

zu entdecken und zu umfassen im Stande ist; das herrschende Haltungsvermögen macht den *gesunden* und *richtigen Geschmack* (*sapor non corruptus non publicus*); aus dem verstärkten Haltungsvermögen, verbunden mit einem großen Grade Vernunft, entspringt der *feine Geschmack* (*gustus delicatus*), vermittelt dessen die verborgensten Schönheiten und Hässlichkeiten empfunden werden, u. s. f. Zum *großen Griechischen Geschmacke* hingegen wird der verhältnismäßige starke Grad aller dreyer Fähigkeiten erfordert. Eben so lassen sich die entgegengesetzten Beschaffenheiten des Geschmackes, dessen verschiedene Ausartungen, leicht bestimmen; je nachdem nemlich eine von den drey Fähigkeiten einen zu schwachen Grad von Ausdehnung hat, oder von verborbener Beschaffenheit ist, darnach wird der Geschmack ein eingeschränkter, kleiner, kindischer, verborbener, kranker, u. s. w. werden. Wer übrigens eben diese Verschiedenheit unter den herrschenden Fähigkeiten in den Schönheitsgegenständen selbst untersuchen will, der darf nur die Werke *Sophokles*, *Shakspeare's*, *Corneille's*

und des Schauspielers *Gottsched* gegen einander vergleichen. —

Aus dem Vorhergehenden folgt nunmehr, daß der Geschmack zweyer Subjekte, entweder nach einem zwiefachen Verhältnisse, der Vernunft und der Einbildungskraft, geschätzt werden muß, und zwar der Vernunft schlechweg, der Einbildungskraft aber, wie oben bewiesen worden ist, in einer gewissen Potenz, eben so wie bey der Schönheit das Verhältniß der Mannichfaltigkeit nach einer gewissen Potenz bestimmt werden muß; oder da, wie ich gezeigt habe, die Ursache, daß die Mannichfaltigkeit mehr zur Schönheit beyträgt, als die Einheit, in der *Halting* liegt, welche mit jener verbunden ist: so können wir vielmehr von der Schönheit sagen, sie verhalte sich schlechweg in einem dreyfachen Verhältnisse, der *Einheit*, der *Mannichfaltigkeit* und der *Halting*, und folglich der Geschmack gleichfalls schlechweg, wie die *Vernunft*, die *Einbildungskraft* und das *Halting*gefühl.

Und so glaube ich, ist die Beantwortung der Frage: „was ist die Ursache, daß bey

einigen Nationen der gute Geschmack blühet, und bey andern keine Spuren davon anzutreffen sind, bey einigen sich erhält, bey andern der Abwechselung unterworfen ist? wenig Schwierigkeiten ausgesetzt. Sie ist eben diejenige, welche diese Verschiedenheit bey einzelnen Menschen hervorbringt. Alles, was bey einem Volke der Kultur der drey erwähnten Fähigkeiten beförderlich ist, und sie zur Anwendung auf Gegenstände der Schönheit lenkt, enthält zugleich den Grund zum Wachstum, zur Ausbreitung und zur Erhaltung des guten Geschmacks unter demselben; und so umgekehrt: je mehr Hindernisse die Verfassung eines Landes der Bearbeitung dieser Fähigkeiten, und ihrer Uebung in Schönheitsgegenständen, in den Weg legt, desto weniger wird der gute Geschmack auf dessen Boden fortkommen, und wenn er einmal zu blühen angefangen, so muß er gar bald wieder verblühen oder in Ausartung gerathen. Laßt uns nunmehr die vornehmsten Umstände erwägen, welche bey ganzen Völkern auf die zum Geschmack erforderlichen Fähigkeiten von besonderm Einflusse sind.

Erslich, die *Freiheit im Denken*. Je weiter der Wirkungskreis ist, den die Seele bey der Ausübung einer Kraft vor sich sieht, desto größer ist die Luft, die das Wirken ihr gewährt, desto mehr strengt sie sich an, um immer weiter vorwärts zu kommen. Jeder Anblick einer Gränze hingegen macht sie niedergeschlagen und muthlos; die Vorstellung der Schranken, die bey der Wirkfamkeit sich ihr darbieten, vergällt die angenehme Empfindung, die ihr aus dem innern Bewustseyn ihrer Vervollkommnung erwächst. Sie verläßt alsdenn auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit die Gegend ganz und gar, wo sie die Umzäunung so nahe vor Augen sieht, und wählt sich lieber eine andere, wo sie die meiste Freyheit hat, und die Schranken am entferntesten von ihr absteht. Diefs gilt von ihren Vernunftbeschäftigungen, so wie von jeder andern Uebung ihrer Fähigkeit. Das Land, in welchem es Gedenken giebt, deren Aeufferung man mit dem Scheiterhaufen oder der Folter büßen muß, wird selten ein Genie hervorbringen, das selbst in dem erlaubten Gebiete der Vernunft sich

besonders hervorthut. Da nun die Vernunft einen so großen Antheil an dem guten Geschmacke hat; so sieht man leicht, warum die Freyheit im Denken auf dessen Kultur gleichfalls einen so großen Einfluß haben muß. Diefs scheint im Ganzen sich ungemein zu bestätigen; je entfesselter der menschliche Geist in einem Lande ist, wenn sonst wegen anderer Umstände keine Hindernisse da sind, desto blühender sind in ihm Künste und Wissenschaften. Man darf nur einen Vergleich zwischen den orthodoxenkatholischen und den protestantischen Ländern anstellen. Spanien soll, wie Dübos bemerkt, ob es gleich von je her freygebeige Könige hatte, die zugleich Liebhäber der Künste waren, dennoch keinen Künstler vom ersten Range aufzuweisen haben. Was Wunder? wo der heilige Büttel der menschlichen Vernunft das Genie keinen Schritt weit aus den Augen läßt, wie kann dieses da einen freyen Flug wagen! Welche Herzhaftigkeit gehört dazu, ohne zu zittern und jeden Tritt abzumessen, über einen halb gefromen Stroh zu gehen, wenn bey einem

jeden die Gefahr unterzufinken vor Augen schwebt!

Zweytens die *Religion*. So sehr auch manche geoffenbarte an sich der Vernunft Gewalt anthut, und subjektivisch durch Verletzung der sittlichen Verhältnißregel das Haltungsgedühl verstümmelt; so sind sie doch alle der erheblichen Eigenschaft des Geschmacks, der *Einbildungskraft*, beförderlich, und zwar in umgekehrtem Verhältnisse ihrer Verträglichkeit mit der Vernunft. Die natürliche Religion giebt uns von der Gottheit nichts als einen abgezogenen Begriff: ein *vollkommenstes Wesen mit den vollkommensten Eigenschaften*; und es gehört nothwendig zu dessen höchster Vollkommenheit, daß es nicht fähig ist, sinnlich vorgestellt zu werden. In das Gebiet der Einbildungskraft aber gehören bloß bildliche Gegenstände: daher muß die mindeste Nüance von Einbildung, die sich in den Begriff mit einmischet, ihn nicht nur verunreinigen, sondern gänzlich aufheben. Ich habe Raphael's Bild von *Gott dem Vater* nie gesehen; aber ich sehne mich nicht nach demselben, und bin im

voraus überzeugt, daß es, sey es auch dieses größten Künstlers größtes Meisterwerk, in Beziehung auf seinen vorgestellten Gegenstand, in mir nichts als den höchsten Grad von Widerwillen erregen kann. *Mein Vater-Gott* entwirft den Augenblick meiner Vorstellung, so bald ich ihm den mindesten Schein bildlicher Anschauung nahe bringe. Die erhabenste aufs feinste idealisirte Sinnlichkeit steht in keiner geringern Entfernung vom reinen Vernunftgegenstande, als die niedrigste und größte; denn nicht Grade sind es, sondern Heterogenität ist es, welche Sinnlichkeit und Vernunft von einander unterscheidet. — Jede geoffenbarte Religion hingegen, die sich von der natürlichen entfernt, bringt, nach dem Grade dieser Entfernung, in unserm Begriff von der Gottheit Sinnlichkeit: denn nichts anders wird doch unter einer solchen Offenbarung Gottes verstanden, als dessen Bekanntmachung seines Wesens oder seines Willens, durch ihm eigene sinnliche Organe. Er muß reden, sich zeigen, mit uns sympathisiren, gleich uns lieben, hassen, sich erzümen u. s. w. Hier hat die Einbildungskraft ein un-

überföhliches Feld zur Uebung. Ein Jupiter, dem sie alle unsere Leidenschaften und Empfindungen andichten, und verbunden mit einer uneingeschränkten Macht andichten kann; der mit der Bewegung seiner Augenwimpern den ganzen Olympus erschütteret; der Menschen aus Nichts hervorruft, in Nichts zurück stößt, oder in andere Geschöpfe verwandelt; der Liebeshandel macht, Völker mit einander vereinigt und Zwietracht unter ihnen stifet, und das alles, nach menschlicher Weise, nicht allein sondern durch Gehülffen und Untergeordnete es verrichtet, Boten schickt, Rathsverfamlungen hält und Gastereyen giebt: welch ein fruchtbarer Gegenstand ist dieser für die schöpferische Einbildungskraft! — Wenn nun das Gemüth alles dieses nicht als ein bloßes Spiel des Witzes betrachtet, sondern als Heiligthümer verehrt, von denen ewige Glückseligkeit und Verdammnis abhängen; so muß es dadurch nothwendig in einen Enthusiasmus versetzt werden, der dem Genie jene göttlichen Flügel ertheilt, womit es sich weit über menschliche Sphären hinaus zu schwingen vermag.

Drit-

Drittens die *Sittlichkeit*. Ich habe schon oben gezeigt, von welchem Einfluß die Moralität auf den Geschmack bey einzelnen Menschen ist, und zwar wegen des zur Haltung erforderlichen Gefühls. Bey ganzen Völkerschäften ist dieser Einfluß noch erheblicher; denn, je sittlicher ein Volk ist, in einem desto größern Grade herrscht bey ihm die Gefelligkeit: auch sind die zur Aufrechthaltung der Gesellschaft erforderlichen Neigungen unter ihm desto allgemeiner; und die Gegenstände eben dieser Neigungen sind es vorzüglich, die den fruchtbarsten Stoff für Künste und Wissenschaften enthalten. Zwar, ich wiederhole es noch einmal, ist Schönheit eine Eigenschaft der Form, die sich ohne Unterschied auf jede Mannichfaltigkeit erstreckt, in welcher Uebereinstimmung zur Einheit vorhanden ist; da aber der Mensch im Ganzen mehr empfindendes als *bloßs* denkendes Wesen ist, so will er auch, das die Gegenstände, die ihm Luft gewähren; das ist, die in ihm das Gefühl seines Lebens verstärken, mit dem größten Theile seines Selbst, mit seinen Neigungen und Empfindun-

L

gen, in einer größern Verwandtschaft stehen sollen, als mit seinen bloß deutlichen Erkenntnissen. Dem Grade nach, vermehrt freylich die Anstrengung der Vernunft das Bewußtseyn der innern Vollkommenheit am meisten, aber nicht nach der Menge von Bestandtheilen der Seele. Die verborgenste und feinste mathematische Wahrheit schränkt sich ganz auf das Abziehungs- und Absonderungsvermögen der Seele ein; sie steht mit keiner Neigung, mit keiner Begierde, mit keiner Gemüthsbeschaffenheit in einer Verbindung: und eben daher sind auch Beschäftigungen dieser Art ermügend. Nicht so das Bewußtseyn der innern Vollkommenheit, das aus Betrachtungen der Neigungsgegenstände entspringt; diese sind vielmehr erholend als mühsam. Nach vorhergegangener Muse überschütten sie das Gemüth mit einem erquickenden Gefühle, und nach den beschwerlichen Arbeiten der höheren Seelenkräfte, macht ihre Beschäftigung den sanftesten und behaglichsten Uebergang zur völligen Ruhe aus. Denn sie, die Neigungen, sind nicht ausschließend, nicht von einander abge-

sondert, sondern vielmehr ausbreitend: jede von ihnen steht mit einer Menge anderer in einer genauern Verknüpfung; daher schränkt die Thätigkeit, welche der Gegenstand einer Neigung hervorbringt, sich nicht bloß auf diese einzige ein, sondern sie verbreitet sich auf mehrere, je nachdem diese mit mehreren oder we-nigern verwandt ist. Durch die Erschütterung einer einzigen werden alle mit ihr gleichtönen-de in Bewegung gesetzt; und so entsteht ein abwechselndes Spiel unter verschiedenen Saiten in der Seele, das ihr Selbstgefühl ungemein erhöhet, und sie die Realität ihres Daseyns auf die sanfteste Weise empfinden läßt.

Und nichts anders versteht man unter dem Begriffe *Interesse* bey Gegenständen des Geschmacks, als eben diese Verknüpfung zwischen einer Neigung und mehreren. Dem Kunstwerke, das übrigens den Erfordernissen der Schönheit am vollkommensten Genüge leistet, fehlt dennoch ein wesentliches Ingredienz um zu gefallen, wenn es nicht genugsam *interessant* ist, d. i. wenn die Mannichfaltigkeit oder die Einheit des Ganzen solche Neigungen zum

Gegenstände hat, die nur mit wenigen andern in Verbindung stehen; und je nachdem die Hauptneigungen, die durch das Werk erweckt werden, mehr oder weniger gleichstimmige in der Seele antreffen, die mit ihnen harmonisch erregt werden, darnach ist das *Interesse*, und folglich der Werth der Schönheit, größer oder kleiner.

Und gerade sind die Neigungen, welche auf die Aufrechthaltung der Gesellschaft am meisten abzielen, diejenigen, welche unter der übrigen ganzen Menge den größten Anhang haben. Die eigennützigern sind immer isolirter und weniger unter einander verkettet, je weniger allgemein ihr Gegenstand, je eingeschränkter ihre Beziehung auf unser eigenes Selbst ist. Das herrschende Verlangen nach dem größern sinnlichen Kitzel steht fast mit keinem Gegenstande in einer Verbindung, als mit demjenigen, der zu dessen Befriedigung bestimmt ist. Keine der edlern Neigungen und Gefühle werden unmittelbar dadurch in Bewegung gesetzt. Die Lüfternheit des Schwelgers nach dem berauschenden Weine, oder des

Ueppigen nach dem Gegenstande seines physischen Genusses, hat weder mit der Ehre noch mit der Ruhmgierde, weder mit der Grobsmuth und Tapferkeit, noch mit der Freygebigkeit und dem Wohlwollen etwas zu schaffen. Beym Geiz ist das Ausschließende anderer Gefühle beynahe eine nothwendige Bedingung; denn die Befriedigungen derselben erfordern oft Aufopferungen und Verachtung des Abgottes, den der Geizige anbetet. Die unangenehmen, feindseligen Leidenschaften, der Haß, der Zorn, die Rachgierde, der Neid, unterdrücken die übrigen sanftern Neigungen, nicht nur wegen ihrer Unverträglichkeit mit ihnen, sondern auch wegen ihres ungestümen Wesens und des unzufriedenen misslichen Zustandes, in welchen sie die Seele versetzen. Betrachten wir dagegen den Adel der menschlichen Gefühle, das Wohlwollen gegen andere, das Mitleiden in ihrem Unglücke, die Grobsmuth, die Liebe für das Vaterland, die väterliche und kindliche Liebe u. s. w. welche ausgebreitete Zweige hat jedes von diesen über die ganze Oekonomie der Seele! Jeder Bestandtheil in

uns, durch welchen Vollkommenheit gewirkt werden kann, wird zur Thätigkeit aufgefordert, um sie in dem äußern Gegenstande zu befördern. Wer für das Vaterland empfindet, wendet bald seine Tapferkeit an, um es zu beschützen, bald seine höhere Geisteskräfte, um es mit Erfindungen zu bereichern, bald sein Vermögen, um seiner Mitbürger Glückseligkeit festzusetzen. Das Mitleiden läßt keine Saite im ganzen Menschen unerschüttert, deren Bewegungen etwas dazu beytragen können, das Unglück von dem Elenden zu entfernen, oder es ihm zu erleichtern; und Wohlwollen und Liebe überhaupt, was sind sie anders, als die Luft über die Vollkommenheit anderer? Und sind wir nicht von allen Seiten thätig, um das zu bewerkstelligen, was uns Lust gewährt? — So, sind die gefelligen Neigungen zugleich diejenigen, welche unsere Thätigkeit am meisten und auf die mannichfaltigste Weise in Bewegung setzen, das innere Gefühl unsers Daseyns am sanftesten uns empfinden lassen: diejenigen also, die uns am stärksten an sich ziehen, und für Dichter und Künstler die interessantesten Ge-

genstände sind, aus welchen sie das Mannichfaltige in ihren Werken zusammensetzen, auf welche sie es concentriren müssen.

Wenn man bedenkt, daß die feinem Sinne, das Gesicht und das Gehör, die einzigen Organe sind, durch welche wir den Charakter, die Bedürfnisse und den ganzen innern Zustand des Nebenmenschen erkennen; durch die größern hingegen, den Geruch, den Geschmack, das Gefühl, nichts als die Veränderung unsers eignen Zustandes, in so fern sie von einem äußern Körper gewirkt wird, erfahren: so kann man aus der vorhergehenden Untersuchung leicht die Ursache einsehen, warum die ersten zugleich die einzigen sind, über deren Gegenstände das Gebiet der Schönheit sich erstreckt, aus welchem die Gegenstände der letztern gänzlich ausgeschlossen sind. Es fehlt nemlich der Vorstellung dieser an *Interesse*, wenn solches in der angegebenen Bedeutung genommen wird. Auch läßt sich hieraus erklären, warum der Ekel, nicht so wie eine andere unangenehme Empfindung, deren Vermischung sonst zur Verstärkung einer angenehmen so vieles bey-

trägt, bey der Schönheit, als ein solches Ingrediens gebraucht werden kann. Dieser beziehet sich bloß auf Gegenstände der niedrigen Sinne, die ganz außer dem Bezirke des guten Geschmacks liegen.*) Daher rührt es auch vielleicht, das bloß körperliche Vergnügen so unschickliche Gegenstände für die schönsten Künste und Wissenschaften überhaupt sind, als unschicklich es von dem Schauspieler dichter wäre, sich der Vorstellung des bloß körperlichen Schmerzes zu bedienen, um jene sanfte theatrale Empfindung, das Mitleiden, dadurch zu erwecken.

Da die Wirkung des bloß körperlichen Schmerzes auf der Bühne, in den neuern Zeiten, ein so wichtiger Gegenstand der Untersuchung verschiedener Kunstrichter geworden

*) Ich schliesse den Ekel nur als das Ingrediens einer vermischten Empfindung von der Schönheit aus; ich bin aber so weit davon entfernt zu glauben, der Dichter könne sich dessen nicht bedienen, wenn es seine Absicht bloß ist, Abscheu für einen Gegenstand zu erregen, als ich es von *Burkes* Meinung †) bin, das der Ekel sich mit dem Erhabenen vertragen, und so gar seine Wirkung verstärken könne. Nichts scheint mir von entgegen-

†) Untersuchung vom Schönen und Erhabenen, S. 136.

ist, so erlaube man, das ich mich bey dessen Betrachtung etwas verweile, indem er mir über die vorgetragene Lehre von dem Interesse einiges Licht zu verbreiten scheint. Wenn ich den körperlichen Schmerz für keinen schicklichen Gegenstand halte, jene süßbittere Empfindung des Mitleids in uns zu erwecken: so behaupte ich dadurch keinesweges, das dessen Anschauung unser Gemüth in Ruhe lasse, oder dessen Vorstellung auf dem Schauplatze unser Gefühl nicht ganz in Erschütterung setze. Man muß *Mitleiden* von *Sympathie* unterscheiden. Diese besteht in einem starken Grade von Ver- setzung in die Lage des Gegenstandes, wobey wir auf einige Zeit unsers eigenen Selbst gänzlich vergessen, und in eine betäubende Empfindung, gleich dem leidenden Gegen-

gesetzterer Natur zu seyn, als der *Ekel* und das *Erhabene*. Dieses besteht in der Anschauung eines unendlichen Stoffes zur Thätigkeit, verbunden mit dem innern Gefühl unsers Unvermögens, denselben ganz zu umfassen. Daher ist die Empfindung, die es erregt, das *süße Erstaunen*, eine aus der Luft über die Fruchtbarkeit des Gegenstandes, der die Seele mit allen ihren Kräften an sich zieht und zur Thätigkeit auffordert, und der Unlust über den Anblick der subjektivsten Grenzen zusammen- gesetzte Empfindung. Dasjenige also, was die Empfindung des

stande, gerathen. Wer diese Wirkung dem körperlichen Schmerz absprechen will, muß noch nie Augenzeuge dieser Quaäl bey seiner Geliebten, bey seinem theuren Freunde, oder auch bey jedem Nebengeschöpfe überhaupt gewesen seyn. Allein dieß ist nicht der Fall bey dem Mitleiden; dieses erstreckt sich nie auf das Unglück an und für sich, oder in Beziehung auf uns, sondern immer in Beziehung auf den äußern Gegenstand, und auf seine Vollkommenheiten, die dadurch leiden; hier wird sogar eine genaue Unterscheidung unsers eignen Zustandes von dem Zustande des leidenden Gegenstandes, erfordert; hier findet keine Verletzung Statt, wir tragen nicht die Quaalen in uns über, und sehen uns als deren Subjekt an: (dieses würde das Wesen des Mitleidens, wür-

Erhabenen verstärken soll, muß entweder die Lust oder die Unlust vergrößern, folglich entweder die Vollkommenheiten des Gegenstandes vermehren, oder die Schranken des Subjekts verengern. Jede Unvollkommenheit hingegen, die von Seiten des Gegenstandes hinzukommt, muß nothwendig dessen Anziehungskraft vermindern, und in so fern den Trieb der Seele, auf ihn ihre Thätigkeit anzuwenden, erschaffen. Und von keiner unangenehmen Empfindung gilt dieses mehr, als vom Ekel; denn jede andere ist wenigstens mit einem geringen Grade von Lust unter-

de das Angenehme in der Empfindung vernichten:) sondern wir stellen uns den Gegenstand samt seinen Vollkommenheiten aufser uns vor, in so fern diese durch die Leiden aufgehoben werden. — Daher, wenn ich gleich vollkommen der Smithschen Meynung bin, daß körperliche Schmerzen keine schickliche Gegenstände zu theatralischen Vorstellungen sind, so bin ich es doch nicht aus Smithschen Gründen. „Der körperliche Schmerz, sagt er, *) wird gar bald vergessen; den Augenblick, da er vorbey ist, ist auch alle Pein vorüber, die er verursacht; ein unbehuftames Wort von einem Freunde hingegen. Das Wort verschwindet, der Verdruß aber, den es uns gemacht, bleibt.“ Das Unrichtige dieses Unterschiedes ist in die Augen

mücht, der aus der subjektiven Erkenntnis derselben entspringt: allein dem Ekel ist es eigen, selbst in der Vortheilung die widrige Empfindung des Abscheues zu erregen. Der Anblick des Ekelhaften scheucht die Seele vom Gegenstande zurück, und macht, daß sie willig dessen anderseitigen Vollkommenheiten entsagt, in deren Anschauung sie sonst eine Quelle von Lust empfunden hätte.

*) Theorie der moralischen Empfindungen, S. 61.

fallend, und die Parallele schiekend. Das kränkende Wort des Freundes, als die Ursache der Unlust im letzten Falle, muß nicht mit dem körperlichen Schmerze des ersten Falles, sondern ebenfalls mit der Ursache, die ihn hervorbringt, mit dem Eifen, das die Wunde gemacht, verglichen werden: und alsdann ist der Erfolg in der That einerley. Das Eifen wird vom Körper entfernt, und der Schmerz bleibt dennoch zurück: das Wort verschwindet, und der Verdruß bleibt in uns. In beyden Fällen ist die Unlust bloß die Folge der in uns erweckten Vorstellung von Unvollkommenheit: hier, von Seiten der Seele, dort, von Seiten des Körpers; und so lange diese in uns vorhanden ist, dauert auch jene. Die Trennung des Stätigen wird gehoben, meine Wunde wird geheilt, und der Schmerz hört auf; mein Freund bittet mich um Verzeihung, zeigt mir meinen falschen Argwohn, legt von neuem seine gütige Gefinnungen gegen mich dar, und meine Unlust hört gleichfalls auf. Hier ist nicht die mindeste Verschiedenheit. „Die körperlichen Schmerzen, sagt der englische Weltweise

ferner *), „erwecken entweder gar keine Sympathie oder doch nur in solchem Grade, der mit der Hefigkeit, worin der Leidende sich fühlt, gar keine Proportion hat. Mit den Leidenschaften, die aus der Einbildungskraft entspringen, verhält es sich anders. — Meine Einbildung ist viel geschwinder; sie nimmt viel leichter, wenn ich so reden darf, die Gestalt und Figur derer an, mit denen ich umgehe. Ein Unglück, das den Verliebten oder Ehrgeizigen trifft, wird daher weit mehr Sympathie erwecken, als das größte körperliche Uebel.“ Wäre dieses, so müßten wir viel lieber Augenzeugen des letztern als des erstern seyn wollen; wenigstens müßte das Anschauen körperlicher Leiden weit weniger Unlust und Abscheu in uns erregen, als das Anschauen der Leiden, die aus der Seele ihren Ursprung nehmen: aber die Erfahrung sagt das Gegentheil. Ich berufe mich auf die Empfindung eines jeden. Wer kann den Anblick eines Engbrüstigen, der alle seine Kräfte anstrengen muß, um ein wenig Luft zu erhaschen, eines in Zuckungen liegenden oder

*) Ebendat. S. 57.

eines an Steinschmerzen leidenden, ich will nicht sagen leidlich, wer kann ihn nur erträglich finden? Wer wünscht sich nicht fern von einer solchen Scene, so bald er nichts als einen müßigen Zuschauer dabey abgeben soll, ohne etwas zur Erleichterung des Elenden beytragen zu können? — Ein Lärm, der auf der Strafe zwischen zwey Zankenden sich erhebt, reißt uns ans Fenster; und je heftiger der Ausdruck ihrer Affekten ist, desto mehr Reiz hat das Schauspiel für uns. Hingegen ein Kind, das gegen uns über allein auf einer Anhöhe steht, scheidt uns in einer schwindlichten Unruhe vom Fenster weg, und eine beklemmende Bangigkeit überfällt unsere Brust. Der plötzliche Anblick eines Menschen, welcher eben unter einen Wagen kommt, der in einem Augenblick sein Gebein zerschmettern wird, macht, wenn wir dem Unglücklichen nicht zu Hülfe eilen können, daß wir ein Geschrey erheben und unsere Augen wegwenden, oder versteinert stehen bleiben. Alles dieses ist doch wenig Zeichen eines zu schwachen Leidens bey dem Anschauen körperlicher Schmerzen;

im Gegentheil scheint daraus vielmehr zu folgen, daß die Sympathie mit körperlichem Leiden weit heftiger seyn, und reinere Unlust enthalten muß als die Sympathie, die aus bloßen Seelenkränkungen entspringt.

Und so ist es auch. Die körperlichen Schmerzen erwecken in dem Gemüthe des Zuschauers eine unangenehme Empfindung, die der Empfindung des Leidenden sehr nahe kommt, heftig, voller Bitterkeit und fast unvernünftig mit Luft. Und daher können sie unter den Gegenständen, welche theatralische Leidenschaften erregen sollen, keinen Platz finden. Die süße Empfindung des Mitleidens, nach der wir uns in der Vorstellung so sehr drängen, ist, wie bekannt, zusammengesetzt aus der Unlust über das Unglück des Leidenden, und der Lust über die Vorstellung seiner Vollkommenheiten, die dadurch in uns regemacht wird. Denn Lust gewährt alles, was unsere Kräfte in Thätigkeit setzt und das innere Gefühl unserer Realität in uns hebt. Und dieß thut jede Vorstellung einer Vollkommenheit: durch diese wird immer eine thätige Kraft

in uns rege, sie zu umfassen oder auch selbst hervorzubringen. Je mannichfaltiger die Vollkommenheiten sind, und je lebhafter die Vorstellung ist: desto mannichfaltigere Kräfte werden in uns erweckt, in ein desto lebhafteres Spiel werden sie gesetzt, desto stärker wird das innere Gefühl unserer Realität, desto größer muß die Lust seyn. Jede Verneinung hebt eine Vollkommenheit auf, und raubt der Seele einen Gegenstand ihrer Thätigkeit. Je mannichfaltiger und lebhafter die Vorstellung davon ist, desto größer ist die Hinderniß, die sie unsern nach Realitäten emporstrebenden Kräften in den Weg legt, desto enger werden die Schranken unsers innern Gefühls, desto größer wird also die Unlust. Beym Mitleiden kommt beydes zusammen; von der einen Seite werden die Seelenkräfte durch das Unglück gereizt, die Vollkommenheiten des Gegenstandes, die dadurch in Gefahr kommen, sich vorzustellen, und von der andern Seite durch eben dieses Unglück, als durch eine Verneinung, an ihrem völligen Emporstreben gehindert. Daher entsteht die aus Annehmlichkeit

und

und Unannehmlichkeit vermischte Empfindung in der Seele, aus dem Reize zur Thätigkeit, und aus der Wahrnehmung der Schwierigkeit, welche der Thätigkeit Widerstand leistet. Daran folgt, daß, wenn die Empfindung vermischet seyn soll, zwischen beyden Umständen ein schickliches Verhältniß Statt finden muß. Die Vollkommenheiten dürfen in Ansehung der Schwierigkeit nicht zu groß, noch darf die Schwierigkeit in Ansehung der Vollkommenheiten unüberwindlich seyn. Wenn die Vollkommenheiten so mannichfaltig und wichtig sind, daß das Unglück sie gar nicht oder nur wenig hindert: so entsteht in dem Gemüthe des Zuschauers entweder eine reine angenehme Empfindung, oder er bleibt gänzlich in dem Zustande der Gleichgültigkeit, da es ihm an dem Reize fehlt, der seine Kräfte zur Vorstellung dieser Vollkommenheiten anspornt. Ist aber die Vorstellung des Unglückes so stark, daß sie die Vorstellung von den Vollkommenheiten völlig verdunkelt, und so gar den Reiz zur Thätigkeit in der Seele unterdrückt; so entsteht wiederum keine vermischte, sondern eine

M